



2623 Emojis haben aktuell eine Kennung nach dem Unicode-Standard und dort einen englischen Namen, der nicht zuletzt das Auffinden erleichtert. Nicht alle stehen bereits auf allen Plattformen zur Verfügung.

# Aber bitte mit Bildchen

Wer heute nicht als digitaler Neandertaler gelten will, der setzt ein Emoji. Ein Gesicht vielleicht, aber möglichst ein passendes. Das gute alte Smiley bietet sich an oder sein Verwandter mit dem zwinkernden Auge, das Freudentränen-Gesicht für besonders fröhliche Naturen und das mit der Sonnenbrille für solche, die ihre Emotion lieber verborgen. Textet man jemandem weiblichen Geschlechts, können es ruhig auch zwei oder drei Emojis sein, ja die Zahl der Bildchen darf die der Buchstaben mitunter übersteigen. Nur Herzens sollte man vorzehr vermeiden, als Mann zumindest. Sonst drohen Missverständnisse.

Seit Mittwoch weiß auch der Duden, was Emojis sind. Doch die Bilder sind nicht das Einzige, was aus der Digitalwelt in die Schriftsprache vordringt. Wird sie sich dadurch verändern? *Von Andreas Frey*

Man muss nur die Augen öffnen. Und die Digitalisierung in unseren Kommunikationskulturen verursacht. Die Menschen schauen Dutzende Male pro Tag auf ihr Handy, tippen und wischen, bis sie beim Gehen gegen Laternenmasten knallen. Viele Zeitgenossen trennen sich überhaupt nicht mehr von ihrem Smartphone und sind dadurch jederzeit mit ihren Kontakten verbunden. Die Kommunikation in sozialen Netzwerken wie Facebook oder Twitter verlagert das private Gespräch in die Öffentlichkeit.

Zudem empfiehlt es sich, kein „Grammar Nazi“ zu sein, wie die Engländer das nennen. Orthographie und Grammatikregeln also ruhig etwas schleifen lassen – Buchstabenbrecher und Kleinreibung werden jedenfalls toleriert –, dann Pinketten und unerfänglichen Emojis verbinden. Ubiqu geworden sind außerdem Akronyme und Abkürzungen (LG, WTF), Dehnungen (seeeeehr geeecil), Skelettschreibungen (sry, vlcht), sogenannte Rebus-Konstruktionen (gute N8, keine zfel) sowie Tilgungen (ne, is), Reduktionen (schm, miss) und Kontraktionen (noah, aufm). Um Nähe herzustellen, bieten sich Mundartliches ein (woisch, kennte), Gesprächspartikel (ja, halt) und Interjektionen (jippietehh, aa-ahhh). Wie im direkten Gespräch hält – bloß cooler.

Die Frage, wie das digitale Schreiben unsere Sprache verändert, ist allerdings keine, die nur Sprachpuristen beschäftigt. Aus ganz akademischem Interesse versuchen Linguisten seit bald zwei Jahrzehnten herauszufinden, worin die Eigenarten des digitalen Schreibens bestehen und wie sie sich auf die deutsche Sprache längerfristig auswirken.

Mit eindeutigen Antworten tun sich allerdings auch die Sprachwissenschaftler schwer. Deutlich wurde das zuletzt Anfang Juni in Hamburg, als die Universität der Hansestadt zu einer Konferenz inselbe Wärgung-Haus an der Alster einlud. Das Symposion „Registries des digitalen Schreibens“ war auch der Versuch, wie das ein Linguist formulierte, aus dem Elfenbeinturm der Wissenschaft endlich auszubrechen, um nicht überflüssig zu werden. Das gelang allerdings nur teilweise. Besonders gut glückte es der Züricher Linguistin Christa Dürscheid. Ihr Vortrag gab einen Überblick über das digitale Schreiben, wie man es ausführlich in ihrer Schrift „Gehmut plus Bier-Emoji sind dann nur konsequent.“

Seit fast zwanzig Jahren forscht Christa Dürscheid nun über die sprachwissenschaftlichen Phänomene des digitalen Zeitalters. Sie untersucht Einträge in sozialen Netzwerken und Internetforen und beobachtet das Online-Verhalten ihrer Mitmenschen. „Das digitale Schreiben umfasst heute einen großen Teil unserer Alltagskommunikation“, sagt sie. Es ersetzt sogar immer häufiger das persönliche Gespräch. Telefon, Flurfunk – alles Schriftdeutsch. Im Gegensatz zu den Dialekten ist es verschriftlicht und lässt sich

experimentieren häufiger als die Generation vor ihnen, wechseln dabei kompetent den Jargon und verböden dabei nur selten. Die Untersuchungen von Bangel und Müller haben zudem gezeigt, dass Jugendliche heute phantastischer schreiben und sich eines breiteren Repertoires an Schreibformen bedienen. Ihre Eltern haben zu ihrer Zeit zwar vermutlich tatsächlich weniger Rechtschreibfehler gemacht, dafür brachten sie aber umso häufiger Texte zu Papier, die klangen wie aus dem Finanzamt. Wenn lange Sachtextkonstruktionen und Nominalsätze als Stilideal ausgesiedet haben, dann ist darin schwerlich ein Kulturverfall zu sehen.

Man kann aus dieser Entwicklung aber auch die falschen pädagogischen Schlüsse ziehen. So stehen Diktate zunehmend im Ruf angestaubter unerkräftigter Regeln und finden sich vielleicht deswegen im Schulalltag immer seltener. Einige Bundesländer verzichten mittlerweile sogar auf Pünktabzüge für Rechtschreibfehler in Klausuren. Dass das eine schlechte Idee ist, müssten Deutschlehrer eigentlich am besten wissen. Denn obwohl viele Schülerinnen und Schüler keine Probleme haben, zwischen der formellen und der informellen Welt hin- und herzuschalten, werden Kinder und Jugendliche mit Rechtschreibschwächen zurückgelassen und indirekt darin bestärkt, Verstöße gegen Orthographie und Grammatik als allenfalls lässliche Sünde zu betrachten. Die Maxime lautet Bringt erst mal eine schöne Geschichte zu Papier, um die Rechtschreibung kümmern wir uns später. Spätestens beim ersten Bewerbungsschreiben rächt sich das.

Ein Bildungsstand ist aber trotzdem eher unwahrscheinlich. „Wenn man einen Blick auf die bisherige Forschungsliteratur wirft, dann kann man zunächst beruhigt sein“, sagt der Hamburger Linguist Florian Busch, der das Symposium Anfang Juni mitveranstaltet hat. In seiner eigenen Studie mit norddeutschen Jugendlichen konnte er zeigen, dass die herauswachsende Generation ein hohes metasprachliches Wissen darüber hat, in welchen Kommunikationsituationen es zu schreiben und in welchen eben nicht. „Der Gewinn von Kompetenzen ist im informellen Freizeitschreiben bedeute aber keineswegs einen Verlust an Hochdeutschkenntnissen“, sagt er.

In seiner jüngsten Studie achtete Florian Busch hauptsächlich auf Geschlechterrollen. Mädchen schreiben demnach längere Nachrichten und verschicken deutlich mehr Emojis als Jungs. Sie lieben Herzen, Küsse und Kätzchen, während Jungs sich kürzer fassen und niedliche Emojis meiden. Es sei denn, sie verfügen über ein ausgeprägtes Pünktbewusstsein, so schildert es etwa der 14-jährige Martin, dem Texten Formalität verlangt wird und wenn sie der thematisiert unfreiwil-

lig „besser anzukommen“. Unter Jungs würden Herzen allein dazu benutzt, um Mädchen zu parodieren. Ohne Emojis kommt heute kaum ein Textnachrichtenwechsel unter Jugendlichen mehr aus. Und falls doch, führt das zu Irritationen (Bist du sauer? Du klingst so hart?). Die Bildchen haben sich mit den Smartphones in unseren Alltag geschlichen und die Welt erobert. Rund 2600 Emoji-Varianten stehen mittlerweile zur Verfügung, wobei sie nur etwa 1800 verschiedene Motive darstellen. Auf der Website emojitracker.com kann man live mitverfolgen, welche von ihnen aktuell über Twitter versandt werden. Das beliebteste Emoji ist demnach das „tears of joy“, gefolgt von einigem Herzen-Varianten. Seit sieben Jahren wacht ein eigenes Konsortium über die Aufnahme neuer Emojis. Im kommenden Herbst werden 56 neue auf die Smartphone-Nutzer losgelassen. Darunter findet sich ein explodierender Kopf, eine stillende Frau, ein Zombie, eine Brezel und allerlei bisher fehlendes Getier wie Giraffe, Zebra oder Tyrannosaurus rex.

Die Bildzeichen faszinieren gerade dadurch, dass zuweilen gar keine Buchstaben mehr gebraucht werden, um sich mitzuteilen. Ein Emoji sagt mehr als ein Dutzend Wörter, lautet das Prinzip. Wie die Bildchen gebraucht werden, ist allerdings kaum erforscht. Dafür passen Emojis perfekt zur Theorie der ikonischen Wende, wonach der moderne Mensch von Zeitalter des Wortes in das Zeitalter der Bilder wechselt. Neu sind Bildzeichen allerdings ebenso wenig wie ihre Defizite gegenüber Zeichensystemen, die gesprochene Sprachen codieren (siehe „Moderne Hieroglyphen“). Zwar sind inzwischen sogar ganze Bücher auf Emojis erschienen, darunter der Klassiker Moly Dick („Emoji Dick“) – was man lustig finden kann oder aber –, im eigentlichen Sinne lesen kann man solche Bilderreihen jedenfalls nicht. Dass Emojis das Zeug zu einem neuen weltweiten Verständigungsmittel haben könnten, das eine internationale Kommunikation ohne die Mühe des Fremdsprachenlernens ermöglichen könnte, halten Linguisten deshalb für unwahrscheinlich. Mit Emojis lassen sich weder abstrakte Wörter noch komplexe Sachverhalte ausdrücken. Und einfacher und schneller ist das Tippen und Lesen von Bildsymbolen keineswegs. Auch praktisch ergänzen die Bilder meist eher, als dass sie ersetzen: Das geschriebene „voll traurig“ bekommt zusätzlich ein trauriges Smiley.

Dennoch scheint der Hype um die Emojis derzeit grenzenlos. Unlangst ist sogar ein ganzer Spielfilm darüber in die Kinos gekommen. „Emoji – Der Film“ erzählt die tragische Geschichte eines Emojis, das beim Versenden immer das falsche Gesicht macht und dadurch Ärger in der Welt der Menschen auslöst. Cineastisch mag der Streifen eher schlicht geraten sein, aber er thematisiert unfreiwil-

eines der Probleme rein bildhafter Kommunikation: ihre Mehrdeutigkeit. Das fängt schon mit den Betriebssystemen an, die Emojis unterschiedlich und nicht immer richtig darstellen. Gravierender ist das Thema: Wer ausschließlich helle Gesichter und Hände verschickt, kann schnell unter Rassismussverdacht geraten. Zudem haben an sich harmlose Zeichen ihre Unschuld verloren. So steht in entsprechenden interessierten Kommunikationsgemeinschaften die Abergemeine für einen Penis, der Pfirsich für einen Hintern, und Regentropfen bedeuten Sex.

Die Welt der Emojis steckt also voller Fallen, Missverständnisse und Rätsel. Statt Völkerverständigung stiften die Bildchen tendenziell babylonische Sprachverwirrung. Dabei waren die Zeichen ursprünglich dazu gedacht, Eindeutigkeit herzustellen. Um in einem Online-Forum nicht missverstanden zu werden, führte der amerikanische Informatiker Scott Fahlmann 1982 eine alphanumerische Markierung seiner sarkastischen Äußerungen ein. Der -:) war geboren. Zeichenfolgen dieser Art wurden Emoticons genannt (ein sogenanntes Kofferwort aus emotion und icon). Im Jahr 1999 hauchte der Japaner Shigetaka Kurita den dürren Emoticons grafitisches Leben ein. Er entwarf 176 Bildzeichen und nannte sie Emojis, was allerdings nichts mit „Emotion“ zu tun hat. Japanisch „e“ bedeutet „Bild“ und „moyji“ bedeutet „Schriftzeichen“.

Als Ironiezeichens taugen Smileys und Frowns heute immer noch, allerdings ist ihre Deutung durch den inflationären Gebrauch ebenfalls schwieriger geworden. Emojis führen längst ein Eigenleben. Manche Nutzer wollen wirklich ironisch sein, andere verstecken ernstgemeinte Kritik hinter Smileys. Wieder andere setzen Emojis stattdessen Interpunktionen oder nutzen sie einfach ohne jeden Hintergedanken. Und der große Rest weiß wahrscheinlich selbst nicht, warum er eine Flut von kitschigen Bildzeichen auf den Planeten prasseln lässt.

Wo das alles endet? Das weiß niemand. Ob die Emojis langfristig überleben, ist alles andere als augenscheinlich. Noch vor Jahren galten Inflektive wie „grins“ oder „schluchz“ als schick, heute sind sie so alltäglich wie die Geräte, auf denen sie versandt wurden.

Literatur: Christa Dürscheid & Karina Frick, „Schreiben digital“, Kröner Verlag, Stuttgart 2016; Agnes Veszelcski, „Digital: The Impact of Information Communication Technology on Language“, De Gruyter, Berlin 2017. Eine detaillierte Informationsquelle für alle aktuellen Emojis samt Unicode ist die Website <http://emojipedia.org/>



# Moderne Hieroglyphen

Das Schreiben mit Bildern hat eine große Vergangenheit

In jeder Sprache lässt sich alles sagen, befand einmal der Münchner Philosoph Albert Keller, nur nicht alles in allen Sprachen gleich leicht. Kehrt man die These um, dann wäre eine Sprache ein Zeichensystem, mit dem man alles sagen kann, was überhaupt sagbar ist. Oder anders: Womit man nicht im Prinzip alles sagen kann (notfalls unter Einführung zusätzlicher Vokabulars), das ist auch keine Sprache.

Mit Emojis lassen sich auch ohne jede Einbettung in alphanumerischen Text Mitteilungen formulieren – auch und gerade solche über Gefühlsregungen –, und die Zahl der Bildzeichen ist theoretisch unbegrenzt erweiterbar. Das scheint Emoji-Folgen ein ähnliches Potential für die menschliche Kommunikation zu verleihen, wie es Sätzen in auf Lautfolgen basierender Sprache eigen ist. Und wenn heute der Kroat mit der Konsortium per Emoji-Folge kommunizieren kann, ganz ohne Englischkenntnisse bemühen zu müssen, wäre da nicht ein geeigneter Ausbau des Prinzip Emojis ein Weg zur Völkerverständigung ohne die Zutmattung des Fremdsprachenlernens?

Immerhin hat das Schreiben einst mit dem Zeichen begonnen. Ist man in der Terminologie hinreichend großzügig, dann ist bereits in manchen Höhlenmalereien der Altsteinzeit eine Art Protoschriftlichkeit zu sehen. Die Zeichnungen von Mammut und Wildpferde dürften ja zumindest teilweise nicht nur konkrete Tiere dargestellt haben, etwa solche, mit denen man ein bestimmtes Jagderlebnis hatte, sondern Mammut und Wildpferde an sich.

Zeichen, die das bezeichnen, was sie bildlich darstellen, heißen Piktogramme. In den ältesten Schriftsystemen, die sich im späten vierten Jahrtausend vor Christus im mesopotamischen Sumer und vielleicht sogar noch etwas früher in Ägypten herausbildeten, spielten Piktogramme am Anfang eine große Rolle. Bei der ägyptischen Hieroglyphenschrift ist das augenfällig, aber auch die Keilschriftzeichen der Sumerer gehen auf zeichnerische Abbildungen zurück. In anderen antiken Schriftsystemen begegnet man ebenfalls Piktogrammen (siehe Abbildung rechts).

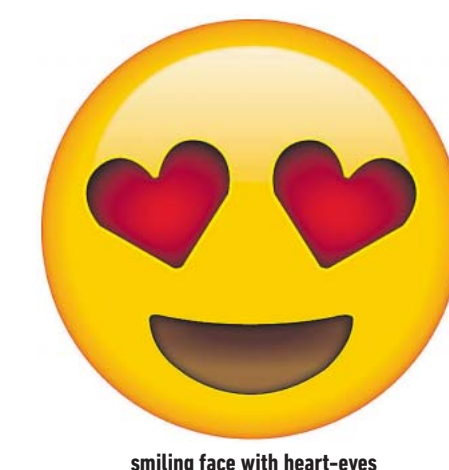
Doch nicht alle gegenständlich anmutenden Schriftzeichen sind echte Piktogramme, andernfalls müsste es in altägyptischen Texten vor allem um Vögel gehen. Von den etwas über 700 Hieroglyphen des klassischen Ägyptisch sind mehr als 50 Bilder von Federvieh, während Zeichen in Form anderer Tiere, darunter der wichtigen Nutztiere, weit seltener sind. Zudem gibt es viele Begriffe, die sich nicht so ohne weiteres bildlich darstellen lassen, man denke an „laufen“, „schön“, oder „Gerechtigkeit“. Für diese gibt es die Möglichkeit, sogenannte Ideogramme einzuführen. Im Gegensatz zu den Piktogrammen müssen Ideogramme das Bezeichnete nicht abbilden, sondern

nur noch irgendwie symbolisieren: etwa eine Reihe aus drei Strichen die Zahl drei. Ideogramme sind also eine allgemeinere Form von Piktogrammen. Sie lassen sich jedoch nicht notwendig unmittelbar erfassen, sondern müssen zuerst erlernt werden, wie ein Fahrerführer eben lernen muss, was ein rot umrandeter Kreis bedeutet, oder der Chemielaborant, was der Totenkopf mit den gekreuzten Knochen soll. Das sind alle Beispiele für Ideogramme, ebenso wie „%“ oder „\$“, mathematische Symbole oder eben Emojis.

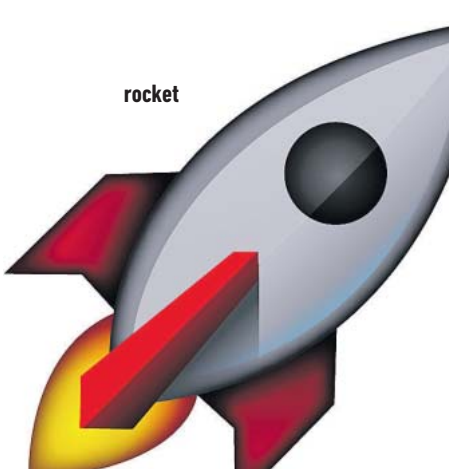
Insofern Ideogramme und Piktogramme oder Kombinationen davon für bedeutungstragende Elemente einer gesprochenen Sprache stehen, etwa ein Paar Beine für „laufen“, heißen sie Logogramme, und solche sind tatsächlich zumeist in historischen Schriftsystemen zu finden. Sollte es also nicht im Prinzip möglich sein, zu dieser Idee zurückzukehren und mittels Emojis eine universale Kommunikationsmöglichkeit ohne Bezug auf eine bestimmte Nationalsprache zu schaffen? Eine Art digitales Bilder-Esperanto?

Die Idee ist, vorsichtig ausgedrückt, unpraktikabel. Das legt bereits die Tatsache nahe, dass sich unter allen Schriftsystemen, weitgehend endokoppelt, die chinesische Logogramme – die allererstgenen von ihnen sind noch Piktogramme – sind in den meisten Fällen bedeutungstragenden Einheiten zugeordnet, sogenannten Morphemen, die in der gesprochenen Sprache in unterschiedlichen Regionen Chinas mit zum Teil völlig anderen Silben wiedergegeben werden. Allerdings ist es nicht so, dass jemand aus Peking, der kein gesprochenes Kantonesisch versteht, ohne weiteres alles lesen kann, was ihm in Kanton an Texten begegnet. Vokabular und abweichende Zeichenstellung demonstrieren selbst hier, dass eine Schrift immer die Schrift einer Sprache bleibt, die vor dem Lesen erst einmal gelernt sein will.

Am Chinesischen ist auch zu beschreiben, welchen Preis man für eine Schrift zu zahlen hat, die es weitgehend unabhängig von den Lauten ist: den einer extremen Aufblähung des Zeichenvorrats. Wer eine chinesische Zeitung lesen möchte, dem müssen etwa 3000 Schriftzeichen geläufig sein. Mindestens so viele Emojis wären also zu memorieren, bevor damit eine halbwegs praktikable allgemeine Kommunikation möglich wäre. Die allermeisten wären dann aber notwendigerweise keine leicht erlernbaren Piktogramme mehr, sondern Ideogramme, zu deren Bedeutung und korrekter Verwendung Handbücher erstellt werden müssten, die den gegenüber eine Latein-Grammatik ein schmales Heftchen wäre.



smiling face with heart-eyes



rocket



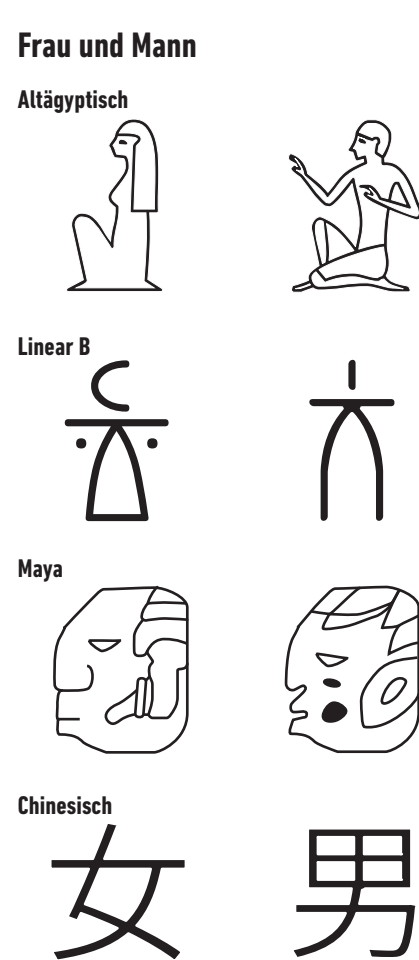
oncoming fist: light skin tone



japanese Congratulations button



family: man, woman, girl, boy



Frau und Mann, Ägyptisch, Linear B, Maya, Chinesisch